

Das Paradies ist anderswo

Das US Universitätsleben aus subjektiver Sicht

■ DANIELA STRIGL

Mein Eindruck vom US Universitätssystem ist ein punktueller und ganz subjektiver: Ich habe das vergangene Herbstsemester als „Scholar in Residence“ an Rutgers, der State University von New Jersey, verbracht. Die Universität gehört zwar nicht zu den international berühmten, aber zu den traditionsreichen Bildungseinrichtungen des Landes: Sie wurde 1766 vom englischen König gegründet, heute studieren – an drei Standorten – rund 40 000 Leute dort. Das „Department of German, Russian, and East European Languages and Literatures“, an dem ich zu Hause war, befindet sich auf dem Campus von New Brunswick, einer Stadt vierzig Zugminuten von New York.

Beim schwarzen Immigration Officer am Flughafen von Newark konnte ich mit meinen Gastgebern punkten: Er hatte just an Rutgers studiert und konnte kaum glauben, dass ich nach einem Semester wieder zurück nach Europa wollen könnte. Wo es doch in den USA so wenig Doktoren gebe und man hier jeden erdenklichen Lehrer-Job bekäme!

Teures Studium, steigende Gebühren

Dass viele sich mit einem Bachelor oder Master degree begnügen, liegt an den hohen Kosten. Geförderte Studienplätze werden wiederum häufig nur für das Doktoratsstudium vergeben. Die Studienkosten steigen in den USA jährlich um fünf bis sieben Prozent, was dazu führt, dass weniger Begüterte, die nicht brillante Erfolge aufzuweisen haben, unter den günstigeren staatlichen Universitäten auf die weniger guten angewiesen sind. An Rutgers betragen die Studiengebühren immerhin mehr als 9000 \$ pro Jahr (bzw. 17.000 für nicht in New Jer-

sey Ansässige), in Princeton, Yale oder Harvard rund 30.000. Graduate Studenten (etliche kommen hier aus Deutschland) verdienen sich ihr Studium durch Sprachunterricht für jüngere Semester – ein Privileg angehender Geisteswissenschaftler, die so von Angehörigen lukrativerer Berufe wie Medizinerinnen und Juristen indirekt gesponsert werden.

Als gewaltig schwerfällig erwies sich die Universitätsbürokratie, die man in den Instituten mit kafkaesker Schicksalsergebenheit erduldet. Erste Zahlungen stellten sich erst nach zwei Monaten ein (als Österreicherin hatte ich Pech: mein Forschungsstipendium galt als Gehalt, und während es mit Deutschland ein Abkommen über die Steuerfreiheit von Austauschlehrern gibt, hat Österreich in Person von Benita Ferrero-Waldner darauf „vergessen“). Überweisungen werden grundsätzlich nicht durchgeführt, man stellt Schecks aus, die im Ausland ungültig sind. Flugtickets werden erst ersetzt, wenn die Gäste wieder heimgekehrt sind – um etwaigem Missbrauch vorzubeugen.

Lunch während der Vorträge

Als Gast hatte ich das schönste Zimmer im German Department, mit Klimaanlage, aber im kalten Oktober ein paar Wochen ohne Heizung. Das Institut ist in einem 100jährigen hölzernen Knusperhäuschen untergebracht, das



Mag. Dr. Daniela Strigl, geboren in Wien. Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Theaterwissenschaft. Von 1996 bis 2001 (gemeinsam mit Bernhard Fetz und Wendelin Schmid-Dengler) Programmierung des jährlichen Festivals Literatur im März in Wien. Zahlreiche Bücher, Aufsätze, Buchkritiken und Essays zu zentralen Persönlichkeiten der deutschsprachigen Literatur. 1999 und 2001 Jurorin des Christine-Lavant-Lyrikpreises, Wolfsberg. Seit 2003 Mitglied der Jury des Ingeborg-Bachmann-Preises, Klagenfurt. 2001 Österreichischer Staatspreis für Literaturkritik.



„The Blue Whale“, das Maskottchen der pharmazeutischen Abteilung der Rutgers University

die Uni-Verwaltung für baufällig erklärt hat, weil sie es abreißen will. Deshalb dürfen aus Sicherheitsgründen dort keine Seminare abgehalten werden, sehr wohl aber so genannte Brown Bag Lectures, spezielle Mittagsvorträge, bei denen während (!) des Vortrags Lunch serviert wird (früher brachte man ihn im braunen Papiersack selber mit). Diese Einrichtung trägt dem Umstand Rechnung, dass die Leute hier, im Gegensatz zum heimischen Unibetrieb, ständig in furchtbarer Eile sind und kaum Zeit für informelle Gespräche haben. Da alle aber sowieso einmal essen müssen, legt man das gleich mit der geistigen Nahrungsaufnahme zusammen.

Unterschiedliches Niveau, maßgeschneiderte Betreuung

Ich hielt einige Vorträge mit Verpflegung und beteiligte mich an einem hervorragenden Seminar zur österreichischen Literatur von Ingeborg Bachmann bis Elfriede Jelinek.

Das sprachliche und intellektuelle Niveau der zehn Teilnehmer war äußerst unterschiedlich (mehr als fünfzehn Teilnehmer haben Seminare gewöhnlich nicht), die Betreuung durch die Professorin maßgeschneidert. Da Studenten hier in erster Linie Kunden sind, legt man

größten Wert auf deren Zufriedenheit. Auch Schwächere werden irgendwie mitgeschleppt, die Zahlen müssen stimmen, der Dekan rügt allzu strenge Benotung: Den German Studies schwimmen ohnehin die Felle davon, Modisches – zum Beispiel Filmwissenschaft – muss angeboten werden.

Überangebot ausgezeichnet Qualifizierter – „Publish or perish“

Die Lage für junge begabte Geisteswissenschaftler und erst recht -wissenschaftlerinnen ist in den USA heute schwierig: Es herrscht ein Überangebot ausgezeichnet Qualifizierter, der Slogan „Publish or perish“ ist für viele durchaus wörtlich, nämlich existentiell zu verstehen. Um das so genannte „Tenure“ zu bekommen, also eine fixe Anstellung an einer Universität, ähnlich der Pragmatisierung, muss der Bewerber bei den meisten Colleges eine Buchpublikation – nebst einer gewissen Anzahl von Aufsätzen – vorweisen können. Die wissenschaftlichen Verlage haben in den letzten Jahren ihre Produktion aber stark eingeschränkt, auch ein wirklich gutes Buch ist kaum noch unterzubringen. So hanteln sich gar nicht Wenige, die eine Zeitlang an Princeton oder Harvard unterrichtet haben, jedes Jahr von einer befristeten Anstellung zur nächsten.

Die große Privatuniversitäten – das Bildungsparadies

Das Paradies, das von europäischen Bildungspolitikern im US Bildungssystem erblickt wird, gibt es sehr wohl: etwa an den großen privaten Universitäten der Ivy League, von Columbia bis Yale. Ihr Geheimnis sind schier unerschöpfliche finanzielle Reserven. An einer staatlichen Universität wie Rutgers wird der Spargedanke hingegen überall spürbar, bis zur unprofessionellen Vorgangsweise: Da werden Posten ausgeschrieben, und kaum sind Kandidaten gefunden, teilt man ihnen mit, die Stelle sei aus Budgetgründen leider erst ein Jahr später anzutreten.

Ohne finanziell potente und dem Campus (mehr oder weniger) verlässlich verbundene Förderer kommen auch die Staatsuniversitäten nicht aus: Die Mäzenin des German Departments von Rutgers ist eine aus Mährisch-Osttrau stammende jugendliche alte Dame, die seinerzeit, als Frau im nahen Princeton nicht zur Dissertation zugelassen, an Rutgers Zuflucht fand und sich dafür seit Jahrzehnten revan- chiert.

Der Eingang ins Bildungsparadies. Der Campus der Yale University

